

## *Karl IV. Kaiser im Spätmittelalter*

*Peter Classen († 23. Dezember 1980) zum Gedächtnis\**

Am 6. November 1346 hat Papst Clemens VI. im Papstpalast von Avignon in feierlicher Konsistorialrede den erwählten deutschen König Karl, Markgrafen von Mähren, als neuen Salomon vorgestellt und gepriesen. Der Leiter der Wahlgesandtschaft, an die seine Worte gerichtet waren, war Erzbischof Ernst von Prag; er hatte in seiner Rede am Vortag, in der er um die Bestätigung der Wahl von Rhens gebeten hatte, dem Papst das Stichwort »Salomon« gegeben. Daß ein Herrscher diesem biblischen Leitbild nachstreben sollte, war allgemeine Auffassung des Mittelalters. Clemens VI. freilich konnte seine Idealgestalt, die er sich auf dem Thron des Reiches wünschte, theologisch und kirchenrechtlich weit besser begründen, als es seine Vorgänger auf dem Stuhl Petri vermochten. Peter Rogier, Abt von Fécamp, Erzbischof von Rouen und Sens, Kardinalbischof und schließlich Papst, war zwar im Kirchenrecht nicht produktiv, aber er handhabte diese Materie, dazu die Bibel, den Aristoteles und die Kirchenväter mit jener Virtuosität, die ihn zu Recht in den Ruf gebracht haben, der größte Prediger seiner Zeit zu sein. Der Papst gab vor, den gewählten König auf seine Eignung für sein hohes Amt zu prüfen, in Wirklichkeit ging es ihm nur darum, diesen Mann, dessen Entwicklung und Zuverlässigkeit für die Kirche er seit dessen 7. oder 8. Lebensjahr überschauen mochte und für dessen Eintritt in die Weltgeschichte er sich längst entschieden hatte, der Welt als die Hoffnung für die Lösung schwieriger kirchlicher und politischer Probleme vorzustellen und zu empfehlen. Denn mit der Entscheidung für Karl von Mähren nahm der französische Papst doch die Gefahr auf sich, das bereits mit dem französisch-englischen Krieg beladene Staatensystem Europas zusätzlich mit einem möglichen Krieg zwischen zwei Königen zu belasten. Die Häresie »des Baiern«, wie auch Clemens verächtlich sagte, hatte ihn gezwungen, dem Wittelsbacher einen anderen König entgegenzustellen. Der Papst konnte am 6. November 1346 nicht absehen, daß Ludwig der Bayer schon ein Jahr später aus dem Leben scheiden würde. Vielleicht konnte Clemens VI. vermuten, daß Karl auf einen weiteren Gegenkönig, nämlich Günther

\* Der Beitrag gibt den – unveränderten – Vortrag wieder, den der Vf. am 21. Juni 1978 im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg gehalten hat. Der Vf. erinnert sich dankbar langer Jahre der Verbundenheit mit diesem aufrichtigen, der deutschen Mediävistik allzu früh entrissenen Kollegen.

von Schwarzburg, so reagieren würde, wie er es dann tat: dem Grafen und König eine Entschädigung für den Verzicht auf die Krone zu zahlen, den Exequien des Gegenkönigs in der Wahlkirche der deutschen Könige beizuwohnen und schließlich seine Witwe zu versorgen. Als Clemens erwartungsvoll predigte *Salomon sedebit super solium meum*, konnte die Zukunft der Geschichte auch einen langen, mörderischen Kampf zwischen dem Bayern oder seinem Nachfolger und Karl bereithalten.

Durfte Clemens VI. hoffen, daß Karl von Luxemburg die Erwartungen erfüllen würde, die er in ihn setzte? Sofern Karl nicht mit der inzwischen eingetretenen geschichtlichen Erfahrung ein Zitat erfunden oder verbessert hat, hatten beide, Peter von Fécamp und er, 1340 bereits eine sichere Vorstellung von ihrer Zukunft. Der damalige Kardinalbischof sagte ihm angeblich: »Du wirst noch König der Römer werden.« »Ich antwortete ihm: ›Du wirst vorher Papst sein.«

In welchen Voraussetzungen lagen solche Hoffnungen begründet? Mit Heinrich VII. hatten die Kurfürsten 1308 den Angehörigen eines Grafengeschlechtes zum deutschen König gewählt, auf das sie nur in dieser Situation des Reiches und dank der Mithilfe seines ganz ungewöhnlichen, in Frankreich gebildeten Bruders, Erzbischof Balduins von Trier, verfallen konnten. Eben dieser Prälat, der in Paris Philipps des Schönen Rechtsvorstellungen, Regierungspraxis und -weisheit und einen Schuß Skrupellosigkeit in sich aufgenommen hatte, hatte dem Grafen Heinrich zum Königtum verholfen. Der König, Heinrich VII., hatte seine Kaiserkrönung in Rom in Straßenkämpfen erstritten; dieses Kaisertum konnte das nunmehr von Frankreich kontrollierte Papsttum nicht mehr regulär verleihen, und die Kapetinger von Paris und die Anjous von Neapel wollten es nicht mehr dulden. Die Ereignisse dieser Kaisererhebung waren so turbulent, daß Cola di Rienzo in sie noch die pikante Historie seiner Zeugung wird einschieben können. Daß der Kaiser, Heinrich VII., es nicht sehen wollte, daß er an den Bürgern von Florenz scheitern mußte, war ein Alarmzeichen für die Epoche.

Aber Heinrich nutzte die Chance, als die Tochter Wenzels II., Elisabeth, den böhmischen Wirren entflohen war, das Königreich seinem Sohn Johann zu verleihen. Durch diese Entscheidung hatten Großvater und Vater den Sohn, den künftigen Karl IV., zwischen Frankreich, dessen Lehensmann der Kaiser Heinrich war, und Böhmen gestellt. Karl hat beides, Frankreich und das Slawische – noch ging es nicht um das Slawentum – ernst genommen. Sein Vater hat sein Königreich Böhmen kaum mehr denn als eine Rangerhöhung und eine Ausflucht aus dem Gewirr von Grafschaften, Markgrafschaften und Herzogtümern betrachtet, das ihn im Westen, in seinen Stammländern, fesselte und aus dem es nur durch Heiraten die Chance einer Vergrößerung gab. Johann irrte als schweifender Ritter durch Europa, Herrschaften an unhaltbaren Orten begründend und seinem Sohn überlassend, und das Leben genoß er bis zur schließlichen Blindheit, aber bei Crézy ertrug er das schwindende Leben mit ritterlicher Konsequenz und ließ sich in die Schlacht und den gesuchten Tod führen, seinen Sohn aber retten.



Auf das, was Karl an Herrscherpflichten in Luxemburg, Böhmen oder gar im Reich erwarten würde, war er in seiner Kindheit in Paris vorbereitet worden. Sein Vater hatte ihn an den Hof Karls IV. geschickt. Zweifellos leitete ihn die Absicht, das Kind in einem eindrucks- und bildungsfähigen Alter aus der böhmischen Umwelt zu entfernen, in die ihn als Vierzehnjährigen sein Vater Heinrich VII. aus einem politischen Kalkül versetzt hatte.

Paris bedeutete aus der Sicht des Vaters Rückkehr in die Welt, die ihn, Johann, einst geprägt hatte und der er sich verbunden fühlte. Philipp der Schöne hatte in seinem Kampf mit Bonifaz VIII. dem französischen Adel und wohl schon Frankreich sein Selbstbewußtsein gegeben. Schon waren die Züge einer französischen Lebensart und Kultur zu erkennen. Die Zeitgenossen betrachteten ihre Epoche als die Ausprägung ritterlicher Daseinsformen. Wenzel-Karl aus Böhmen wurde in einen Hof aufgenommen, der bereits aus Hunderten von Amtsträgern und auch Kavalieren bestand, die in einer ausgewogenen Ordnung einem selbstbewußten Königtum dienten. Wie weit er Eindrücke von der Universität in sich aufgenommen hat, ist umstritten; daß diese Gelehrtenschule, die sich längst von den Lehrer-Schüler-Kreisen am Genovevenberg zur Sorbonne gewandelt hatte, ihn unbeeindruckt gelassen haben könnte, ist kaum anzunehmen. In seinem Todesjahr hat Karl zu Paris vor den Deputierten der Universität der Bildung dankbar gedacht, die ihm in seiner Jugend in dieser Stadt zuteil geworden war.

König Johann scheint sich mit der Verhelichung seines Sohnes Johann Heinrich mit Margarete Maultasch und der Übernahme der Signorie in lombardischen und toskanischen Städten in ein dem Beobachter unverständliches Abenteuer eingelassen zu haben. Genauere Betrachtung zeigt, daß sich hinter dem Streben von Böhmen nach Kärnten und Tirol, das sich wirtschaftlich seit dem Ende des 13. Jahrhunderts weit gegen die italienischen Städte geöffnet hatte, ein politischer Überblick verbirgt. Der irritierende Ritter Johann hat ihn wiederholt bewiesen. Die Lösung der unlösbaren Aufgabe, mit den italienischen Signorien fertig zu werden, hat er seinem Sohn als Vierzehnjährigem überlassen. Wenn Karl später auch von Versuchung und seelischen Nöten berichtete – sein Vater hatte ihm in Italien, ohne es zu wollen, das nächste Bildungserlebnis aufgebürdet. Karl hätte es wohl nie gestanden, aber unzweifelhaft hat er hier die Schule der Verschlagenheit durchlaufen, von der in seinem Charakter immer ein Streifen zu erweisen ist. Mit Viscontis, Pisanern, Florentinern und Sienesen und ihren Parteigungen wurde der König fertig, als er 1355 nach Rom zog. Ohne Tapferkeit, deren Karl notfalls fähig war, waren die Jahre in Italien nicht zu bestehen, wie er über den Entsatz von San Felice berichtet hat. Man hat sich daran gestört, daß Karl IV. als Kaufmann verkleidet durch Deutschland geschlichen ist, aber derselbe Markgraf von Mähren wagte den gefährlichen Marsch über Alpengrate nach Belluno, um seinem Bruder Johann zu helfen. Die Jahre in Italien, wo er den Umgang mit den Kaufleuten von Florenz und Siena und Lucca lernte, waren die Lehrjahre des Politikers und des Soldaten. Er war in Italien von seinem Vater verlassen, aber auf das böhmische Königtum vorbereitet. Daß nicht in Luxemburg, sondern nur in einem Böh-

men, das mit französischen Ideen entwickelt wurde, die Zukunft lag, dürfte ihm längst klar gewesen sein. Auch zwei Züge nach Preußen, in den auf der Höhe seiner Macht stehenden Ordensstaat, in den ihn sein ruheloser Vater entführt hatte, mögen in ihm die Einsicht geweckt haben, daß eine Rückkehr auf die luxemburgischen Erblände nicht weiterführte, sondern nur das Königreich Böhmen, wenn es ein ungewöhnlicher Mann mit den Erfahrungen Frankreichs erfüllte. Von großer Wirkung, und zwar von positiver und negativer auf Karl, war dieser Vater. Er und sein Onkel Balduin leiteten die Reise nach Avignon 1343/44 ein, um den Sturz Ludwigs des Bayern herbeizuführen. Wahrscheinlich ist ohne die Entscheidungskraft Johanns die Entfaltung Karls nicht denkbar. Vater und Sohn waren zwei gegensätzliche Charaktere und lebten in solchen Spannungen, daß sie Clemens VI. im März 1344 in Avignon aussöhnen mußte. Die günstige Fügung, daß der Franzose Peter von Fécamp Papst geworden war, leitete eine Entwicklung ein, in der Karl die Absichten Clemens VI. zu verwirklichen bereit war. Es geschieht nicht selten, daß der Charakter des Vaters den Sohn zum Gegenteil bildet oder man darf auch sagen: ins Gegenteil abstößt. Johann von Böhmen ist zum Verständnis Karls IV. ebenso notwendig wie Friedrich Wilhelm I. zur Bildung Friedrichs des Großen.

Johann hatte wohl verstanden, daß ihn die böhmische Königswürde unausweichlich in ein ganz anderes politisches Feld hineinführte. Er hat die Aufgabe, die durch Ottokar II. und die beiden Wenzel vorgezeichnet war, auch aufgegriffen, aber er hatte dabei die notwendige Stetigkeit vermissen lassen, hatte sich ihr eben immer wieder nach Paris oder Italien entzogen. Karl hat nicht nur den Verfall Böhmens unter der Herrschaft seines Vaters beklagt, er hat entschlossen Abhilfe geschaffen. Schon als Verwalter des Königreiches erkannte er die schwache Stelle in der überalterten Kirchenverfassung des Reiches. Die Zugehörigkeit von Prag und Olmütz zum Diözesanverband von Mainz entsprach nicht mehr den siedlungsgeschichtlichen Veränderungen, die im böhmischen Becken und seinen Randgebieten vor sich gegangen waren. Während in Polen und an den Küsten der Ostsee die Kirchenorganisation den Erfolgen der Mission angepaßt worden war, befand sie sich in Böhmen noch auf dem Stand des 10./11. Jahrhunderts. Die Ausgliederung der Bistümer Prag und Olmütz aus dem Mainzer Metropolitanverband, die Erhebung Prags zum Erzbistum 1344 und die Neugründung von Leitomischl sind vor allem auf das Betreiben Karls zurückzuführen. Schon 1338 hatte er die Gründung des Mansionarkapitels auf der Burg beschlossen, sie wurde allerdings erst 1343 durchgeführt. Karl durfte bei diesen und weiteren Maßnahmen, die der Erhöhung Prags dienten, auf Clemens VI. rechnen. Noch vor der Wahl zum deutschen König hatte Karl die Wenzelskrone anfertigen lassen, über die der Papst am 6. Mai 1346 bestimmte, sie solle nur zur Krönung eines Königs von Böhmen und bei Feierlichkeiten allein in der Stadt Prag getragen werden. Noch am gleichen Tage sollte sie dem heiligen Wenzel, der der Eigentümer der Krone war, zurückgegeben werden. Damit war die Krone zum Träger einer von der Dynastie und der Person des Königs unabhängigen Staatsidee geworden. Clemens bedrohte auf Ersuchen Karls jede Veräußerung oder Verpfändung der Krone mit dem Bann. Diese Steigerung einer neu geschaffe-



nen Krone zum Symbol einer geradezu spirituellen Staatsidee ist auf dem kontrastierenden Hintergrund eines eben abgewickelten Kronenhandels zu sehen. Eduard III. von England hatte die *magna corona* seines Reiches zum politischen Tauschobjekt entwürdigt, als er sie 1339 an Balduin von Trier verpfändete, um den Krieg gegen Frankreich zu finanzieren. Deutsche Hansekaufleute hatten sie für den englischen König wieder eingelöst. In der Kreierung der Wenzelskrone, die der zentrale Punkt von Karls weiter reichender Konzeption der *corona regni Bohemiae* war, verbinden sich zwei Elemente von Karls Geistigkeit: tiefe Frömmigkeit und Rationalität. Daß beide Eigenschaften in ihm zusammenwirkten, das hält ihn im Spätmittelalter fest. Thomas von Aquin hatte in seiner Person die Welten des Glaubens und der Ratio konvergieren lassen. Zu Persönlichkeiten dieser Art gehörten Ludwig der Heilige von Frankreich und Karl IV.

Der Luxemburger hat gezeigt, daß er von rationalen Konzeptionen erfaßt, aber nicht überwältigt werden konnte: An die Manifestationen der Frömmigkeit, mit denen er Prag bedachte, fügte er Maßnahmen einer gezielten Hauptstadtgründung an: die Gründung der Prager Neustadt und der Universität 1348. In Frankreich und an der Kurie hatte er hoch entwickelte, zentrale, ortsfeste Verwaltungssysteme kennengelernt. Die deutsche hochmittelalterliche Herrschaftspraxis mit wanderndem König war überholt, was einen gelegentlich reisenden König natürlich nicht ausschloß. Jetzt verlangte eine dem Staatszweck – Schutz der Reichsangehörigen – besser dienende Herrschaft jenes neue Instrument: die schriftliche Verwaltung. Verwaltung war nur mit Hilfe von Amtsbüchern möglich. In alter Zeit hatte schriftliche Herrschaft auf der Verleihung eines Rechtes an den Empfänger einer Urkunde, meist eines Privilegs, beruht. Der Empfänger wußte, wieviel Recht er gewonnen, der König übersah nie, wieviel Recht er preisgegeben hatte. Erst eine schriftliche Verwaltung knüpfte dauernd kontrollierbare Fäden zwischen König und Reichsangehörigen. Freilich war das System, das Karl weitergebildet hat, noch unvollkommen genug, aber seine Versuche es auszubauen, lassen erkennen, daß er die Bedeutung der Zentralität der Herrschaft gesehen hat. Die Landtafeln des Königreichs Böhmen mußten im Chor des Veitsdomes, also beim Grab des heiligen Wenzel, verwahrt werden. Für die Ausbildung einer modernen Staatsidee ist es wichtig, daß man weiß, wo man ein bestimmtes Rechtsgeschäft vornehmen kann, daß man weiß, man findet den Notar der böhmischen Landtafeln in dem Haus beim unteren Tor der Prager Burg.

Nur Prag konnte in der Mitte des 14. Jahrhunderts Hauptstadt Böhmens sein. Eine Hauptstadt des Reiches gab es nicht, und Karl hätte keine Möglichkeit gehabt, eine der großen Städte des Reiches für diesen Zweck zu adaptieren. Der Verlauf der sehr bald partikular angelegten Geschichte des ostfränkisch-deutschen Reiches und vollends die Ereignisse nach dem Ende der Staufer hatten keine Möglichkeit eröffnet, daß eine Stadt für den König den Rang eines Vorortes erlangen konnte. Eines der entscheidenden Hindernisse für die Fixierung eines Herrschaftsmittelpunktes waren das Wahlkönigtum und die Vorstellung und Notwendigkeit, daß der König seine Macht nur auf sein Hausgut gründen könnte. Von der Gruppe hochadeliger Familien, die Gestalt und Gesicke des Rei-

ches bestimmten und ihren Herrschaftsraum unter privatrechtlichen Vorstellungen betrachteten, war nicht zu erwarten, daß sie für den jeweiligen König ein Reichsland mit einer Hauptstadt ausgespart hätten. Es gab landesherrliche Städte, und die Reichsstädte verfügten über zu wenig Umland, als daß sie die Basis für den König hätten abgeben können. Selbst wenn Karl IV. in Frankfurt eine Universität gegründet hätte, wäre dies nur eine der Institutionen gewesen, die den Hauptstadtcharakter Prags ausmachten. Die Tradition des Herrschertums hing an Aachen, der Vorrang der geistlichen Gewalt lag in Mainz. Frankfurt entwickelte sich eindeutig zur Handels- und Messestadt. Seit Ludwig dem Deutschen war Frankfurt keine Königsstadt mehr, und Barbarossa hatte seine Pfalz in Gelnhausen erbaut. Die Funktionen einer Hauptstadt, wie sie das Königtum im 14. Jahrhundert verlangte, waren im Reich aufgeteilt. Nur den einen Auftrag, Wahlstadt zu sein, hat Karl auf diese Stadt festschreiben können. Nürnberg auf altem Reichsland und in Reichweite seines Neu-Böhmen konnte so etwas wie den Rang eines Vorortes annehmen, Hauptstadt war es nicht und sollte es nicht sein. Karl IV. blieb angesichts der Gestalt des Reiches nichts anderes, als den alten Gedanken, daß das Hausgut ein Teil der Herrschaftsgrundlage des Königs sei, auch jetzt festzuhalten. Er hat zunächst die oft genannte Landbrücke von Böhmen nach Luxemburg gebaut. Aber es zeigte sich bald, daß das luxemburgische Hausgut, umschlossen von hochentwickelten Territorialherrschaften und in Reichweite der Krone Frankreich gelegen, eher eine Belastung als eine Stütze darstellte.

Daß Karl es mit Böhmen und der Anknüpfung an seine Geschichte für sein Haus ernst nahm, erwies sich als richtig und zeigte seinen Weitblick. Hier bot sich Gelegenheit, mit dem dem Adel seit alters vertrauten Mittel der fürstlichen Heirat in die sich profilierende Staatenwelt des Ostens einzuwirken; allerdings mußte Karl erfahren, daß auch auf diesem Feld Rückschläge möglich waren.

Wie Karl Böhmen zu regieren gedachte, haben wir angedeutet. Wie konnte man ein Reich ohne Hauptstadt, dieses deutsche Reich des 14. Jahrhunderts regieren oder gar verwalten? In Frankreich hatte Karl IV. das Funktionieren einer zentralistischen Königsgewalt kennengelernt.

Auch in England war trotz der Teilhabe des Adels an der Regierung des Reiches im Vergleich zum deutschen Reich ein großer Vorsprung der Herrschspraxis und der Verwaltungstechnik zu beobachten. Der englische König konnte sich eines schriftlichen Verwaltungsapparates bedienen, wie es ihn im Reich nicht einmal in Ansätzen gab. Die verschiedenen Kategorien der Rolls zeigen, daß die obersten Institutionen des Königs untereinander schriftlich verkehrten. König Albrecht I. von Habsburg hat sich die verpfändeten Besitzungen seines Hauses zusammenstellen lassen, um wenigstens einigermaßen zu übersehen, was er augenblicklich unter seiner direkten Herrschaft hatte, und fast alle deutschen Landesherren des 14. Jahrhundert lebten mit Hilfe von Verpfändungen buchstäblich von der Hand in den Mund. England hingegen verfügte unter Edward III. über ein Zahlungssystem, das dem König und seinen Beamten eine genaue Übersicht über Anleihen und Rückzahlungen erlaubte. Englische Hafenzollisten unserer Epoche sind



Denkmäler einer perfekten Verwaltungspraxis, die einen Karl IV., hätte er sie gekannt, mit ebensolchem Neid erfüllt hätten wie uns heutige Historiker. Ohne solche Verwaltungsinstrumente wären Unternehmen wie die Landungen in Flandern oder die Expeditionen ins Garonnebecken überhaupt nicht möglich gewesen.

Sicher war dieser hohe Entwicklungsstand der Staatsverwaltung, die schon im 11. Jahrhundert ungewöhnliche Zeugnisse hervorgebracht hat, durch die eigentümliche Wirtschaftsstruktur Englands, durch den hohen Warenaustausch der Insel, durch die Einfuhr zahlreicher Produkte und die Ausfuhr von Wolle nach Flandern gefördert worden. Hier war ein Geschäftsverkehr erreicht worden, dem sich die Krone angepaßt hatte oder dem sie gefolgt war. In der Technik der Geschäftsabwicklung waren die Städte Köln, Lübeck und Bremen mit den in England üblichen Praktiken zu vergleichen. Aber die Erfahrungen blieben auf die Städte beschränkt, sie waren ein Instrument der Kaufleute und ihrer städtischen Behörden.

Wie die französischen und englischen Könige hatten auch die deutschen den Handel und die Verfassungsfreiheiten der Städte und der Bürger durch Privilegien gefördert, aber nicht den so geschaffenen Freiheitsraum und die wirtschaftlichen Entfaltungsmöglichkeiten für den Staat genutzt. Freilich barg ein so zentralisierter Staat wie der französische in Situationen der äußersten militärischen Bedrohung auch Gefahren in sich, wie sie das gespaltene Reich nicht kannte. Die Steuerforderungen der Krone trieben 1357 das Volk von Paris auf die Straßen, und Etienne Marcel drang in den Louvre ein, der Dauphin wurde vom Blut zweier Marschälle bespritzt und ihm eine rot-blaue Kappe aufgesetzt. Auch dies war ein Griff voraus in die Geschichte. Im Reiche Karls IV. kannte man in großen Städten Revolten gegen die regierenden Räte, es gab Tote, aber diese Ereignisse reichten im allgemeinen wenig über die Mauern der Städte hinaus.

Ohne Zweifel wußte der Luxemburger, welche Mittel man hätte anwenden müssen, um das Reich nach »modernen« Gesichtspunkten und den Erfordernissen des wirtschaftlichen und rechtlichen Entwicklungsstandes zu regieren. Ein solches Verwaltungssystem hätte mit der bereits vorhandenen Verwaltung der Territorien kollidiert. Die Landesherren beanspruchten seit den Reichsgesetzen Kaiser Friedrichs II. jene nahezu autonomen Herrschaftsrechte, die sie inzwischen administrativ auszufüllen begonnen hatten. Nicht einmal in der Wetterau hätte man einen königlichen Baillie einsetzen können, denn schon hatten sich die Nachfahren staufischer Reichsministerialer zu eigenen Herren entwickelt.

Daß Karl IV. eine sichere Vorstellung hatte, wie zu seiner Zeit ein Staat gestaltet sein sollte, hat er für sein böhmisches Königreich, dem wir uns nochmals kurz zuwenden, gezeigt. Hier glaubte er, einen solchen Entwurf gegen die vorhandenen Kräfte des Adels noch in die Wirklichkeit umsetzen zu können. Das geschlossene Denkmal seiner Überlegungen von einem Staat ist die *Majestas Carolina*. Wer das Prooemium liest, vergleicht es sogleich mit dem der Constitutionen von Melfi Kaiser Friedrichs II., dem es nachgebildet ist. Auch der Staufer hatte die Möglichkeit, seine Staatsidee zu verwirklichen, nicht im Reiche, sondern in Sizilien gefunden. Während Friedrich II. in das Prooemium eine Inti-

tulatio übernahm, die der Kaiser Justinians im »Corpus iuris civilis« nachgebildet war, vermißt man im Gesetzbuch des Luxemburgers solche Attribute. Der Staufer hatte von der durch den Sündenfall friedlosen Welt gesprochen, in der er als Ordner des Friedens kraft seiner Gewalt als Weltkaiser das Zusammenleben der Kreatur ermöglichte. Karl preist zwar auch den höchsten Walter (*opifex*), den einzigen Gott, der nach seinem Ebenbild den Menschen als die edelste Kreatur schuf, aber er behauptet nicht, er könne der friedlosen Welt den Frieden zurückgeben. Durch den Zwang der Umstände ebenso wie durch göttliche Vorsehung sind die Fürsten der Völker bestellt, durch Gesetze Frieden zu schaffen und alles in eine fürstliche Ordnung zu bringen. Daß er dies für Böhmen tun will, leitet er aus dem Verfall dieses Königreiches in den letzten 40 Jahren ab. Karl hoffte, daß er aus den offen zutage liegenden Verwirrungen jedermann für die klare Ordnung einer zentralen Königsmacht mit einer Krondomäne gewinnen könnte. Er wollte das überkommene, aber unklar redigierte Recht und die *Consuetudo* in ein System bringen. Er will keine neue *lex* setzen. Neu aber ist, daß es gilt, *vivere scripta lege*. Karl hat gesehen, daß seine Zeit ihre Probleme, das heißt die Schaffung eines gesicherten Friedens, ohne schriftliche, klar gefaßte Rechtsnormen, nicht bewältigen konnte. Selbst in Böhmen jedoch konnte er seine Staatsidee nicht in einem Rechtsbuch gegen den Adel fixieren. Daß er den Versuch in Böhmen unternahm, kann zweierlei Gründe haben: Entweder wollte er hier eine Probe für eine ähnliche, vielleicht über die Goldene Bulle hinausreichende Gesetzgebung unternehmen, oder er trug sich mit dem Gedanken, von einem zentralisierten Böhmen her das Reich allmählich umzubauen.

Karl hat die Majestas unter dem Widerstand des Adels zurückgezogen. Es war ohne Parallele, daß ein König in förmlicher Urkunde bekannte, er habe ein Gesetz verbrannt – und er hat es doch weiterhin gelten lassen. Ich glaube, darin kommt zweierlei zum Ausdruck: Karl sah rational ein, daß die Voraussetzungen im politischen Leben Böhmens für ein solches Gesetz nicht vorhanden waren. Zu dieser intellektuellen Einsicht mag aber auch noch der persönliche Charakter dieses Luxemburgers kommen. Er war kein Kämpfer. Aber diese Kapitulation ist nicht ohne intellektuelle Einsicht möglich. Es ist eine Eigentümlichkeit der spätmittelalterlichen Entwicklung, daß gegen die Stände von den Landesherrn nichts mehr durchgesetzt werden kann. In Polen haben die Stände wenige Jahre vorher gezeigt, welche Macht sie für ein nationales Königtum entwickeln konnten, als sie Władislaw Łokietek bei der Erhebung des Peterspfennigs gegen den Deutschen Orden stützten.

Karl IV. hat, sofern er diese Einsicht nicht sowieso besaß, aus der Erfahrung mit der Carolina die Konsequenzen gezogen. Die Notwendigkeit, den Kreis der Kurfürsten gesetzlich festzulegen, bestand seit langem. Karl hat erkannt, daß die Kräfte des Königs nicht weiter reichten, als die in den entscheidenden Punkten eingespielte *Consuetudo* der Königswahl schriftlich auf gewisse Normen zu bringen, die jede zwiespältige Wahl ausschlossen. Der Spielraum, den der Kaiser bei diesen Regulierungen gegenüber den Kurfürsten besaß, war gering. Ihre überlieferten Herrschaftsrechte einzuschränken, bestand keine Aussicht. Es galt nur, Überliefertes gegen jede Beeinträchtigung zu schützen: die



Zahl der Kurfürsten, ihre Rangordnung, das Abstimmungsverfahren, ihre Reise nach Frankfurt, die Zahl der erlaubten Begleiter. Die Formen der Wahl waren hochmittelalterlich, die Erkenntnis, daß selbst ein so heterogenes Reich wie das deutsche mit einer *Lex scripta* festgeschrieben werden müsse, um nicht in dauernden Kämpfen zu versinken, war ein »spätmittelalterlicher« Gedanke.

Die Goldene Bulle brachte darüber hinaus nichts Neues. Der Gedanke einer Reichsverwaltung wurde nicht angerührt. Bloße Beurkundungstätigkeit konnte im 14. Jahrhundert nicht mehr als Verwaltung betrachtet werden. Die Reichskanzlei war wie seit den Zeiten der Merowinger und Karolinger nur eine Institution zur Bestätigung und Verleihung von Rechten, meist von Sonderrechten. Daß die Zahl ihrer Beamten zunahm und man sich auch der deutschen Sprache bediente, war keine grundsätzliche Änderung überlieferter Verhältnisse. Karl IV. hat für das Reich keine neuen Behörden geschaffen, keine regelmäßige Kommunikation mit den Reichsfürsten gehabt, die Kennzeichen jeder Verwaltungstätigkeit ist. Es gab keine Botenlinien, die den Kaiser mit Teilen des Reiches regelmäßig verbunden hätten.

Nicht einmal den Herrschaftsbehelf, den die römische Kurie seit Innocenz III. vollkommen ausgebildet hatte, die Register, hat der Kaiser zu einem lückenlosen Kontrollinstrument der gewährten Rechte ausbauen können. Die Fragmente, die von ihm erhalten sind, zeigen, auch wenn wir mit einigen Verlusten rechnen, keine wesentlichen Fortschritte über die Ansätze seiner Vorgänger hinaus. Unzweifelhaft besaß Karl die Einsicht in die Notwendigkeit zur Systematik in der Herrschaft und Verwaltung, aber ihm standen widerstrebende Kräfte entgegen, und die verfügbaren Mittel reichten nicht aus.

Was unter diesen Bedingungen möglich war, sieht man ein, wenn man eine Karte des Reiches unter diesem Luxemburger betrachtet. Jede der eingezeichneten Gewalten hatte viele eigene Interessen, die denjenigen der Nachbarn oft widersprachen und die sich vor allem laufend änderten. Das Reich war als nur noch gleichberechtigte, aber mit den Problemen einer ehemaligen Universalgewalt belastete Macht in das System der europäischen Staaten eingespannt. Probleme und Spannungen Frankreichs und Englands wirkten sich auf die Länder am Niederrhein aus. Man vergegenwärtige sich, daß das unübersichtliche, ja verwirrende Geflecht von politischen Bestrebungen und wirtschaftlichen Interessen vom Kaiser mit Mitteln des frühen und hohen Mittelalters beherrscht werden sollte. Wir haben bei anderer Gelegenheit am Beispiel Barbarossas auf die Realität solcher Herrschaftspraxis hinzuweisen versucht. Diese war seither noch schwieriger geworden. Überwiegend durch mündliche Unterrichtung von Ratgebern oder Antragstellern wurde der Kaiser über Wünsche, Streitigkeiten und anderes ins Bild gesetzt. Man stelle sich vor, wie viele Gesichtspunkte konnten bei schwerwiegenden politischen Entscheidungen aus reinem Mangel an Informationen oder falscher Einschätzung vorhandener Kräfteverhältnisse außer acht gelassen werden! Der Kaiser war gewiß keine entscheidungsstarke Persönlichkeit, und die Forschung hat ihn der Schwäche geziehen. Man muß sich aber fragen, ob die Widerrufung von Privilegien oder eine sonst erkennbare Änderung einer bisherigen

politischen Linie des Kaisers, nicht auch auf mangelnde Kenntnis der bisherigen Rechtsverhältnisse zurückzuführen ist. Die von Karl IV. in seiner Autobiographie gegebene Darstellung der verwickelten Kräfteverhältnisse in Italien zeigt, daß dieser Mann ein eminentes Gedächtnis hatte. Daran kann man festhalten, selbst wenn er sich Notizen gemacht hat und Begleiter bei Erinnerungslücken um Rat gefragt haben sollte. Den Problemen, die das Reich und die europäische Politik stellten, war in der Mitte des 14. Jahrhunderts nur noch mit Akten und einem großen Beraterstab unabhängiger Beamter beizukommen. Beides gab es nicht. Daß mindestens die Handakte als Voraussetzung für politische Entscheidungen unentbehrlich war, hat der Mainzer Notar Rudolf Losse erkannt. Er hat die private Handakte erfunden. Auch Johann von Neumarkt hat solche Notwendigkeiten gesehen. Allerdings sind seine Vorstellungen noch zu sehr in der Formalhilfe als in der politischen und rechtlichen Substanz verfangen. Zur Verdeutlichung kann man sagen: Rudolf Losse stellt politischen Realismus dar. Nur auf diesem Wege hätte man weiterkommen können. Um regieren zu können, hätte Karl IV. einige Dutzend Männer vom Rang Losses benötigt. Der Kaiser dürfte das gewußt und dem Mainzer Notar nicht nur um der aktuellen Dienste mit der Kurie willen Pfründen verschafft haben.

Spätestens zehn Jahre nach seiner Wahl zum König hatte Karl erkannt, wo die Ausichtslosigkeit, das Reich zu regieren, lag: in der *divisio*, der Teilung, der Zersplitterung aller Kräfte. Die *divisio* war in den Augen des Kaisers die gewaltige zerstörerische Kraft, die eine der Triebfedern aller negativen Elemente dieser Welt war. Im Prooemium zur Goldenen Bulle ruft er die Todsünden wörtlich an wie der Ackermann von Böhmen den Tod: *Dic Superbia; dic Sathan invidie; dic Luxuria; dic Ira; tu quidem Invidia*. Im Anruf klagt er sie als die Gewalten an, die ohne das Bündnis mit der *divisio* in der Geschichte von der Vertreibung aus dem Paradies über den Fall Trojas und den Bürgerkrieg zwischen Pompeius und Caesar nichts vermocht hätten, und eben der Neid hat das christliche Reich, das von Gott nach dem Vorbild der Heiligen Dreieinigkeit geschaffen worden war, zerteilt in die sieben Kurfürsten. Der Kaiser verbirgt nicht, daß er wegen der Allgewalt der *divisio*, die ihm als geschichtliches Schicksal zugewachsen ist, nichts anderes vermag als den Versuch, sie durch die Goldene Bulle in diesem Zerfallsstadium aufzuhalten und den sieben Kurfürsten wenigstens eine rechtlich-administrative Chance zu geben, eine Einheit zu finden, und sei es nur bei der Wahl des neuen Königs. Karl IV. argumentiert im Jahre 1356 ebenso theologisch-sittlich wie einst die Reformtheologen um Ludwig den Frommen, als sie die Reichsteilung Karls des Großen mit dem Zerfall der Dreieinigkeit in Parallele setzten. Der Kaiser müht sich, eiserne Klammern in das auseinanderberstende Mauerwerk des Reiches zu schlagen, wenn er die Straßen sicheren Geleits zur Königswahl nach Frankfurt festlegt. Jeder Abschnitt dieses einen Kapitels über das Geleit offenbart die Gewalt der *divisio*, die das Reich zerreißt. Denn der Kaiser hat keine Truppe von Reichsministerialen oder Söldnern, die jeden der sieben Kurfürsten sicher durch die Territorien, Herrschaften oder Städte nach Frankfurt geleiten könnte. 16 Gewalten bis hinab zu den Herren von Runkel, von Limburg, von Dietz, von Katzenelnbogen, von Eppstein,



von Falkenstein und der Stadt Mainz werden in Anspruch genommen, um den Erzbischof von Trier in die Wahlstadt zu geleiten. Das ist notwendig, weil diese Herren, die selbst wieder Lehensleute des Erzbischofs sind, einen Machtanspruch verkörpern, eigene Herren mit Friedensschutzpflicht sind. An sich ist die Vorstellung, daß der Herr von Falkenstein den mit 200 Pferden anreitenden Erzbischof von Trier hätte aufhalten können, abwegig. Karl IV. kam es aber darauf an, auf den sieben Linien für die sieben Kurfürsten einen Friedenszustand auf Zeit zu fixieren, das Fehderecht außer Kraft zu setzen. Ein allgemeiner Reichsfrieden für die Dauer der Thronvakanz war vom Kaiser offensichtlich nicht zu erreichen. Den Behelf hat Karl bei dem Versuch, den Zerfallsprozeß des Reiches aufzuhalten, durchsetzen können, aber nicht mehr.

Karl hat gewußt, daß die Legisten Frankreichs, daß Marsilius von Padua, Wilhelm von Ockham die *plenitudo potestatis* des Papsttums in Frage gestellt haben. Er hat diese Institution trotzdem nicht angefochten, aber er hat ihren jeweiligen Inhabern – und zuerst Clemens VI. – das abgerungen, was er als Kaiser des auf Deutschland, Italien und Burgund reduzierten Reiches für erforderlich hielt. Den Spielraum für die Besetzung der Bistümer hat er aufs äußerste und in manchmal befremdlicher Härte ausgenutzt. Er nahm die Kurie ebenso wie das Reich als die gewordene historische Größe. Sie ragte mit den geistlichen Reichsfürstentümern als Realität ins Reich hinein, war damit Teil des Reiches. Folglich mußte er mit ihr auskommen. Man kann sicher sein, daß Karl auch ohne den abschreckenden Mißerfolg Ludwigs des Bayern in seinem Kampf gegen die Kurie und ungeachtet seiner persönlichen Bindungen an Clemens VI. das Papsttum als Institution nicht in Frage gestellt hätte. Nach Charakter und Intellekt war er auch in diesem Punkt bestimmt, das Mittelalter fortzuführen; er war nicht gerüstet, die Waffen zur Zerstörung dieser Epoche zu härten, obwohl er sie kannte.

Aus vielen Bestimmungen der Goldenen Bulle geht hervor, daß auch die Kurfürsten, die mit dem Kaiser das Reich repräsentierten, sich in mißgünstiger Weise belauerten. Blickte der Kaiser auf seine zehnjährige Regierungszeit zurück, so mußte er sich gestehen, daß er selbst allein schon nur mit den ihm als schädlich erscheinenden Mitteln auf den Platz, den Thron des Reiches, gelangt war, von dem aus er die *divisio* bekämpfen wollte. Seinem Großonkel Balduin, der immerhin bis zum Kurverein von Rhens den Weg Ludwigs des Bayern politisch mitgegangen war und der sich trotzdem an der Seite der Kurie gehalten hatte, hatte er für die Hilfe, die er ihm, Karl, geleistet hatte, bedeutende Rechte gewähren müssen. Dem Erzbischof wurde 1346 zugesichert, daß er die Entfernung jedes Rates aus der Umgebung Karls IV. verlangen könne. Die außerordentlichen Rechte, die Ludwig der Bayer dem Erzbischof in einer Art Trierer Verfassungsurkunde bestätigt hatte, mußten auch von Karl garantiert werden. Nicht nur die diplomatischen Dienste an der Kurie und im Reich zwangen Karl in diesem Fall zur Festschreibung der von ihm beklagten *divisio*, sondern auch die Söldnerverträge, die Balduin für seinen Großneffen 1344 bis 1347 geschlossen hatte. Dieser eine Aspekt zeigt, wie tief man im Spätmittelalter stand: Selbst eine Hausmacht wie das Königreich Böhmen und die ausgedehnten luxemburgischen

Grafschaften reichten nicht aus, um dem Thronbewerber eine ausreichende militärische Stütze zu geben.

Nicht mehr als die Grundpfeiler der in seine Zeit gewachsenen Reichsverfassung wollte Karl IV. in der Goldenen Bulle sichern.

Den Versuch, diesen von ihm fixierten Zustand zu verändern, wies er zurück. Rudolf IV. von Österreich hatte in dem oder den Helfern, die ihm das Privilegium Maius zusammensetzten, Männer an der Hand, die unsicher und unvorsichtig im Umgang mit der Antike waren und leichtfertig Caesar und Nero mit Österreich in Verbindung brachten. Es war typisch, daß man solche Kombinationen um die Mitte dieses Jahrhunderts wagte, und bezeichnend, daß Karl sie erkannte und Petrarca darüber spottete. Das war eben schlecht gemacht.

Die Einsicht, daß Herrschaft und Verwaltung dieses spätmittelalterlichen Reiches nicht mehr auf einen unzweifelhaft wünschenswerten Zentralismus zurückgedreht werden konnten, ist die eine große Leistung Karls IV. Die andere beruht darauf, daß der Kaiser eben in dieser vorgegebenen Beschränkung Politik gemacht hat. Politik als Möglichkeit verschiedener durchdachter Kombinationen mit einer größeren Zahl Kräfte hat, deutlich erkennbar, schon Barbarossa getrieben. Man kann dies von Adolf von Nassau, Albrecht I. und Ludwig dem Bayern ebenfalls sagen. Aber während der Graf von Nassau von einer hoffnungslos schmalen Basis aus versuchte, in die Entscheidung zwischen den großen Mächten einzugreifen, und Ludwig der Bayer ungestüm zwischen den Staaten Europas hin- und herfuhr, war Karl IV. mit einem Intellekt und vor allem mit einem Temperament begabt, das ihn befähigte, den unrevidierbaren, historisch gewachsenen Entwicklungsstand des Reiches in einer Herrschaftspraxis zu meistern, die aus den Gegebenheiten den äußerst möglichen Vorteil herausholte. Um in einem Bild zu reden: Er mußte verfahren wie ein Hirte, der ohne Hund und ohne Pferch seine Herde zusammenhalten soll. Ludwig der Bayer hatte gezeigt, daß man die Probleme dieser Epoche nicht löste, indem man sich von den römischen Bürgern zum Kaiser krönen, von einem hergelaufenen Franziskaner salben und durch einen anderen Franziskaner eine Ehescheidung vornehmen ließ. Im Reiche hatte sich der Wittelsbacher in seiner effektiven Politik auch nur auf schwache Kräfte stützen können. Für seine weitreichenden Pläne hatte er doch nur kleine Herren einsetzen können wie Berthold von Henneberg oder Günther von Schwarzburg, den künftigen Gegenkönig. In dieser Größenordnung hielt sich auch Karl IV., nur besaß er Geduld, eine schier unendliche Geduld, und zerschlug nicht durch einen Gewaltausbruch wieder, was er mühselig aufgebaut hatte.

Das Reich unter Karl IV. konnte weder durch den Kaiser allein noch mit den Kurfürsten gemeinsam regiert, geschweige denn administriert werden. Der in der Goldenen Bulle vorgesehene Rat der Kurfürsten trat nie zusammen. Schon die Tatsache, daß die Zahl der Willebriefe unter Karl IV. immer mehr zunahm, zeigt, daß der Kaiser nicht herrschen konnte, indem er gebot, sondern indem er Politik machte. Er mußte auf einem durch unendlich viele, von individuellen Interessen zerteilten Feld mit den oben gekennzeichneten



unzureichenden Hilfsmitteln seine Ziele durchzusetzen versuchen. Man kann diese Art, im Reich zu gebieten und seine Vorstellung zu verwirklichen, an zwei Beispielen erkennen. Um die Wittelsbacher aus der Mark Brandenburg hinauszubringen, reichte es nicht mehr aus, die Mark ihnen nach Lehensrecht abzuerkennen. Karl muß mit Reichsfürsten ein kompliziertes politisches Spiel einleiten, den Kurfürsten Rudolf von Sachsen-Wittenberg, dem er seit seiner Wahl verpflichtet ist, die Fürsten von Mecklenburg durch Erhebung zu Herzögen 1348 an sich binden, die Fürsten von Anhalt und ihren »falschen Wolde-  
 demar« gewähren lassen. Und in dieses Knäuel von Absichten, die sich auf die Mark konzentrieren, sind die wirtschaftlichen Interessen der brandenburgischen Städte und die erwachenden politischen Wünsche des Adels hineinverstrickt. Diese Gegebenheiten muß man sich vergegenwärtigen, wenn man beurteilt und verurteilt, daß ein falscher Wolde-  
 demar auftauchen konnte. Ein Tile Kollup war schon im 13. Jahrhundert möglich, aber daß eine solche Figur erst durch ein Fürstengericht als echt bestätigt und vom König belehnt und 1350 durch denselben Karl IV. für unecht erklärt wurde, das war neu. Wieweit war dieser Karl IV., der sich des Toren oder Scharlatans bediente, ein durchtriebener, eiskalter Politiker? Oder war er sich wirklich nicht sicher, ob nicht doch ein Büsser als Strandgut nach langer Pilgerschaft im Heiligen Lande jetzt wieder aufgetaucht war? Der Verantwortliche dieses Spiels war ein Kaiser, der mit demselben Eifer, mit dem der Kaufmann seiner Zeit die Talente häufte, Reliquien sammelte, 1372 nach Aachen und 1377 als alter Mann noch einmal nach St. Denis reiste, um die Fülle der Heiltümer wahrzunehmen, an deren Kraft er glaubte.

Um Wenzel auf den Thron zu bringen, wandte er die Praktiken seiner Politik auch gegenüber der Kirche an. Daß er im Papst auch eine politische Macht sah, genau wie Ludwig der Bayer und alle Kaiser vor ihm, hatte er mit der stufenweisen Abschwächung des Approbationsbegehrens, mit der beabsichtigten Eingliederung der Diözesen Breslau und Meißen in das Erzbistum Prag und bei zahlreichen Bistumsbesetzungen bewiesen. Es ist die eigentümliche Paradoxie der Regierung dieses Kaisers, daß er mit allen denkbaren Finten das Kirchenrecht aushöhlte, um Ludwig von Bamberg auf den Mainzer Erzstuhl zu manövrieren, aus keinem anderen Grund, als um damit die Wahl Wenzels sicherer zu machen. Letztlich unternahm er diese Beschwerlichkeiten, um die Kontinuität seines Hauses und seines Systems zu stützen, und unterlief in praxi die Goldene Bulle, die er geschaffen hatte, um den Verfall des Reiches aufzuhalten.

Gegenüber Karl IV. haben Konrad II. oder Barbarossa den Vorteil, daß uns eine Zeit, die auf nur mündlichen und nicht auf schriftlichen Entscheidungen beruhte, ähnlich peinliches Verhalten vielleicht mit dem Mantel des Schweigens der Quellen bedeckt.

Wie der Staufer den Streit zwischen Welfen und Babenbergern entschieden hat, das lassen uns die Quellen als ein nicht ganz leichtes, aber doch honoriges Spiel dieses Kaisers erkennen, aber wir wissen zu viel über die Manöver, wie die verzweifelten Versuche Wilhelms von Lüneburg, vor seinem Tode sein Land beim welfischen Hause zu halten, vom Kaiser zunichte gemacht wurden. In diesem Falle entdeckte Karl die Chance, ein verküm-

meres Kurfürstentum Sachsen, rund 180 Jahre nach dem Urteil von Gelnhausen, endlich zur Geltung zu bringen. Karl duldete den Lüneburgischen Erbfolgekrieg Albrechts von Sachsen-Wittenberg aus dem Hause Askanien sicher deshalb, weil der diesem Kurfürstentum zu der ihm eigentlich zugedachten Stellung verhelfen wollte.

Mag man dies als eine durch die Klarheit der Quellen erkennbare Politik des Kaisers betrachten, die ein Verhalten alter Art erkennen läßt, so hat Karl auch völlig neue Wege beschritten. Zu den neuen rechtlich-politischen Ideen gehört die Ausbildung der böhmischen Lehen. Der Kaiser sah, daß erstens nur Böhmen einen noch bildungsfähigen politischen Kern abgab und daß zweitens an diesen Kern auf Grund seiner Doppelstellung als Kaiser und Kurfürst mit der rechtlichen Korrektheit, welche die Zeit forderte, ein Glacis angesetzt werden konnte. Zahlreiche Herren veranlaßte er, ihre Reichslehen ihm zu böhmischen Lehen aufzutragen. Ob der Kaiser diese Praxis bis zu dem Punkt durchdacht hat, daß eines Tages alle Reichslehen böhmische Lehen seien und dieses Reich damit eine andere Gestalt habe, das wird niemand sagen können. Fast neigt man dazu, dem Kaiser eine solche Konsequenz nicht zu unterstellen.

Karl mußte klar sein, daß er zu seinen Lebzeiten damit nicht zum Ziele kommen würde. Um dies zu erreichen, mußte er einen Nachfolger gleicher Geistesart haben. Aber im Charakter Wenzels täuschte er sich.

Hohe Intelligenz, daraus resultierend ein abgeklärtes Urteilsvermögen, waren nicht die einzigen Fähigkeiten, die es Karl IV. ermöglichten, mit dem Reich des 14. Jahrhunderts fertigzuwerden. Dazu kam eine religiöse Versenkung, die dem Kaiser die Welt im vollen christlichen Verständnis nur als einen Durchgang zum ewigen Leben nach dem Tode erscheinen ließ. Wenn der Kaiser die Autobiographie als ein Mittel persönlicher Selbstprüfung, der Rechtfertigung, der Darstellung und der Belehrung seiner Nachfolger benutzt, so greift er in die Renaissance voraus. Er verwendet dieses Mittel aber zum einen Teil nur, um sein politisches Handeln in dieser Welt zu schildern, zum anderen Teil bedient er sich dieser Äußerungsmöglichkeit, um über sein Verhältnis zu Gott zu reflektieren und seinen Beitrag zu leisten, um Frömmigkeit in den Staat zu bringen. Daß er die Wenzelslegende schrieb, war keine berechnete Handlung. Die rein theologischen Kapitel seiner Autobiographie, die unmittelbar neben dem Kapitel reiner Kriegsgeschichte stehen, beweisen, daß ihn die Sorge um das Seelenheil und um das Heilige beständig umtrieb. In seiner Frömmigkeit ist Karl IV. ein Mensch des Spätmittelalters. Seiner Frömmigkeit ordnet sich die Bildungsbeflissenheit an der Antike so unter, wie sie für Thomas von Aquin ein Mittel zur klareren Definition Gottes war. Die Aufnahme antiker Bildungselemente und der Verkehr mit ihren namhaften Vertretern konstituierte in ihm nicht eine laisierte Persönlichkeit, ebensowenig wie die Findung sprachlich einwandfreier Texte der Hoftheologen Karls des Großen der Philologie ein Eigengewicht gegeben hatte, sondern sollte nur über den reinen Text umso näher an die Offenbarung im Wort heranzuführen.

Wer an Karls Eifer als Reliquiensammler und vor allem an den dabei praktizierten Methoden Anstoß nimmt, verkennt die Frömmigkeitsvorstellungen des Spätmittelalters.



Was wir schon an Karl beobachten und was Huizinga als Frömmigkeit des Spätmittelalters beschrieben hat, ist von einzelnen Zeitgenossen in seinen extremen Erscheinungen kritisiert worden, aber wir bedienen uns allzu sehr der späteren Beurteilungsmaßstäbe Martin Luthers. Karl IV. steht in den Glaubensvorstellungen Ludwigs IX. von Frankreich, der in einem Akt demütigender Selbstdarstellung die Dornenkrone Christi nach Paris getragen hatte. Damit war zu vereinbaren gewesen, daß er sie, die Pfandstücke Kaiser Balduins II. von Konstantinopel an die Venezianer für eine Anleihe gewesen war, durch eine Kommission auf ihre materielle Echtheit hatte prüfen lassen. Aus unserer Sicht ist eine Authentik ein Zeugnis für die Materialisierung des Glaubens, aus der Sicht der Gläubigen ein Indiz für seine Vertiefung. Karl IV. glaubte der Versicherung der Authentizitätsurkunde der Aachener Kanoniker, daß die Zähne, die sie ihm für die Prager Karlskirche übersandten, Überreste des großen, heiliggesprochenen Kaisers seien und er damit die Heilskraft des Patrons und zugleich die Reichsidee von Aachen nach Prag hinübertrug.

Man muß auch die Aufgeschlossenheit Karls gegenüber der neuen Kunst Italiens unter solchen Aspekten sehen. Sicher hat er sich als Markgraf von Mähren von der Farbe der Fresken, von der Freiheit der Bewegung, in der die Figuren in der Landschaft agierten, beeindruckt lassen; er hat zumindest in sich aufgenommen, daß sich auf diesen Bildern Aussagen von großer Kraft über die Heilsgeschichte entfalteten, wie er sie nördlich der Alpen noch nie erblickt hatte. Auf dem Italienzug von 1355 durfte er die *Maiestà* gesehen haben, die Simone Martini im Palazzo Pubblico von Siena gemalt hatte. Diese italienische Malerei hatte zugleich die Sphäre der privaten Frömmigkeit geschaffen. Im Tragaltar, den Missionare im frühen Mittelalter bei sich geführt hatten und der Personen hohen Standes gewährt wurde, war der Heilige mit einem Splitter präsent, im Sieneser Andachtsbild sah ihn der Gläubige vor sich. Es war miteinander vereinbar, daß die Sienesen auf eine so profane Sache wie die Deckel ihrer Stadtrechnungen biblische Geschichte malen ließen. Die Byzantiner hatten das Heiligenbild als Abklatsch des Heiligen verstanden, Karl der Große sah in ihm eine Erinnerungs- und Vorstellungshilfe. Noch wahrten manche Meister der böhmischen Schule wie etwa der Meister der von Ernst von Pardubitz in Auftrag gegebenen Madonna von Glatz eine byzantinische Strenge, aber der von den Herren von Rosenberg bestellte Hohenfurter Altar zeigt die Mutter Gottes im Wochenbett im Stall mit der Magd, mit Josef und der mit Blumen bedeckten Erde. Der Meister, eben erst im Besitz der Perspektive, muß ihr Relief noch, wie Giotto, in Schollen schichten und scheitert daran, seine gewellten Übergänge zu malen. Die Maler wollen das Heilige durch die Wirklichkeit, die die Bibel beschreibt, vollkommener machen. Diese Malerei bot an dieser Stelle ihrer Entwicklung die Möglichkeit zur »Profanierung« der biblischen Geschichte im Florentiner Bürgerhaus, aber auch die Verinnerlichung im Sinne der *Devotio moderna*. Karl hat in der Katharinenkapelle des Karlstein die Kreuzigung auf Goldgrund malen lassen, aber der Maler bringt eine leichte Bewegung in ihre Körper, und andere Bilder anderer Meister sind gemalte Beobachtung: Der heilige Wenzel wird leibhaftig auf einer Bahre von einem Reiter durch eine Landschaft von räumlicher Tiefe transportiert. In einem per-

spektivischen Raum, vor einer »Frührenaissance-Säule«, fügt der porträtähnlich gemalte oder zumindest gemeinte Kaiser eine weitere Reliquie in das große Reliquienkreuz ein. Was die Meister malten, sollte den verehrenden Gläubigen durch die Identität mit der verlorenen, in den biblischen Büchern nur beschriebenen Wirklichkeit optisch in diese zurückversetzen. Wer die Kapellen und Oratorien der in ihrer Konzeption einzigartigen Burg Karlstein durchschreitet, wird sich der Vermutung kaum entziehen können, daß Karl sich dieser optischen Verwirklichung der Bibel aussetzen wollte. In der Heiligkreuzkapelle der Burg wirken die Realisierung heiliger und profaner Gestalten mit den Mitteln einer optischen Auflösung durch das Licht von 1300 Kerzen zusammen. Karl hat die mit seinem Namen belegte Burg als Gottesburg und Staatsheiligtum gestaltet. Die Heiligkreuzkapelle, in deren Gewölbe sich das Universum des Sternenhimmels öffnet, birgt im Chor, den nur der Erzbischof betreten darf, die Krone und die Heiltümer; diese sind der irdischen Welt realiter entrückt. Die Katharinenkapelle ist auf dem Weg hinauf zur Heiligkreuzkapelle ein enges Gehäuse der Versenkung, dessen Bilder den Kaiser mit der optischen Kraft des Heiligen einschließen. Man kann sich solcher Wirkung viel weniger entziehen, als wenn man durch das Medium der Lektüre biblischer Bücher sich die Offenbarungen bloß vorstellen muß.

Der Stil der Malereien hat die Kunstgeschichte vor die Frage gestellt, inwieweit außer italienischen auch einheimische oder französische und avignonesische Einflüsse in die Fresken und Tafelbilder eingegangen sind. Daß diese Frage gestellt werden kann, deutet auf die ungewöhnliche Persönlichkeit des Kaisers, der die Kraft hatte, außerordentliche Begabungen mit seiner Idee der Metropole Prag, dieser in den Dimensionen riesigen Hauptstadtplanung, zu verbinden. Daß Prag und Böhmen für einige Jahrzehnte im Europa nördlich der Alpen ein Zentrum der Kunst werden konnten, ein Sammelplatz der Talente, ist nur auf Karl zurückzuführen. Nur er konnte Petrarca an Prag fesseln. In ihm durchdrang sich ein tiefer Glaube mit dem Blick für eine reale Welt in einer Intensität, wie sie für seine fürstlichen Zeitgenossen ohne Beispiel war. Diese phänomenale Verbindung von Sacrum und Mundus meint Benesch von Weitmühl, wenn er an das Lob seiner theologischen Kenntnisse sogleich den Satz anschließt: »Auch viele Magister der freien Künste bewunderten sein Wissen und seine Erfahrung und fragten sich: Woher weiß er das und wie hat er in der Wissenschaft solche Fortschritte gemacht, der er doch nur kurze Zeit hohe Schulen besucht hat und in seiner Jugend mit weltlichen Aufgaben beschäftigt war.« Der Kaiser hat, wie Benesch mitteilt, viele Briefe nützlichen und frommen Inhalts an viele Personen geschrieben. Hier hat man eben ein Zeugnis für die Impulse, die der Kaiser seinen Zeitgenossen gegeben hat. Zu ihnen gehört die Aufforderung an Johannes de Miragnola, eine Weltgeschichte zu schreiben.

Der Bischof hat die Aufgabe, wie man meint, schlecht gelöst. Für die Teile der in ihr enthaltenen böhmischen Geschichte trifft ein solches Urteil zu, aber das Versagen ist nicht zu verwundern, weil es ihm in Italien, wo er schrieb, an der nötigen Literatur mangelte. Das Erstaunliche an dem Vorhaben indes ist einmal die Aufforderung des Kaisers, der den



Franziskaner zu seinem Kaplan gemacht hatte. Karl brilliert in seinem Einladungsschreiben an Johannes mit Cicero, Aristoteles, Vergil, zweimal mit Augustin, der ihm unter den Kirchenvätern am verwandtesten sein mochte, aber auch mit dem Hohen Lied Salomonis. Sodann ist bemerkenswert, daß Johannes auf dem Landwege Peking erreicht hatte. Das war nicht neu. Seit Johannes de Plano Carpini hatten auch andere den Weg nach Zentral- und Ostasien gefunden. Johannes war etwas südlich des Yangtse-Kiang zu Schiff gegangen und um Hinter- und Vorderindien zurückgereist an den Euphrat und ins Heilige Land. Den Kaiser muß der Bericht des Italieners fasziniert haben, und er glaubte, daß sich diese geographische Erfahrung der Welt in die überlieferte Weltgeschichte einbringen ließe. Der Autor hat sich bemüht, die Überlieferung der Bibel, an die er glaubte, mit den Erfahrungen seiner Reise zu vereinbaren. Neue Erkundungen der Welt und geistige Klärungsprozesse vieler Generationen waren nötig, um zu erkennen, daß die vermeintlichen Fußspuren Adams und sein Haus auf Ceylon die Bildung einer Legende, eine Glaubensfrage und eine unschätzbare geographische Entdeckung darstellten.

Es ist ungerecht, das Versagen dieses bestellten Weltgeschichtsschreibers zu beklagen, auch das Urteil über die Geschichtsschreibung des Prager Kreises um den Kaiser sollte zurückhaltend sein. Karl hatte sowenig wie jemand sonst Einfluß auf Talente oder Versager. Franz von Prag und Benesch von Weitmühl registrierten nur Fakten des geschichtlichen Hergangs. Die Geschichtsschreiber des 14. Jahrhunderts beschränken sich darauf, die Miriaden von Ereignissen, die geschehen und ihnen zugetragen werden, aufzufangen und niederzuschreiben. Auch ein Mann wie Froissart, gelegentlich als Herodot des Mittelalters bezeichnet, jagt ein Leben lang den Ereignissen dieses schließlich hundertjährigen Krieges und seinen Akteuren nach und schreibt die Faktenausbeute in immer neuen Redaktionen nieder.

Herrscher wie Karl IV. und Geschichtsschreiber stehen vor demselben, nicht zu lösenden Problem: eine Welt zu beherrschen und zu beschreiben, die in ihrer diffizilen Vielgestaltigkeit und Weite mit den herkömmlichen Mitteln weder zu meistern noch zu beschreiben ist.

Karl ist einmal ein Reflex auf seinen Vater, wie wir eingangs feststellten. Seine Reaktion auf den Zeittyp des schweifenden Ritters war der redliche Wille, den ererbten böhmischen Staat mit ebenso ungläublicher Beharrlichkeit wie neuen Ideen wieder hochzubringen.

Was Karl wirklich war, konnte man sehen, als ihm die Geschichte die Chance gab, zu zeigen, was er nicht sein wollte, als er es hätte sein können. Wir meinen den Moment, als ihm Rienzo gegenübertrat. Die zeitgenössische Schilderung der Begegnung hat operettenhafte Züge, wohl nicht zu Unrecht: Ein Florentiner Apotheker, in Prag als wohlhabender Mann ansässig, führt dem Kaiser den römischen Tribunen vor, der sich angeblich zuerst nicht zu erkennen gibt. Wie der Kaiser auf den bizarren Mann reagierte, das liefert ein vollkommenes Urteil über den Luxemburger. Karl IV. eignete so viel an Stoffkenntnis und Philologie von diesem Frühhumanismus, um beurteilen zu können, daß die Denksysteme Dantes in der Monarchia, des Marsilius von Padua oder des Pierre Dubois wohl

imponierende Utopien waren, aber nicht für die Behebung tausendfacher Mühsal des Herrschens taugten.

Karl durchschaute die Eitelkeit des Römers, obgleich er in seine Erzählung vom angeblichen Fehltritt Kaiser Heinrichs VII. die Wirkung auf den Enkel einkalkulierte. Karl sah den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen der Welt der Antike, von der Rienzo schwärmte, und dessen Bereitschaft, Prophetien nachzuhängen. Das Utopische dieses Menschen zu erkennen, war ihm ein Leichtes. Und eben spätestens hier weiß man, daß Karl mehr vorstellte als nur einen *rex literatus*.

Mit schnöder Offenheit wies der König den eigenwilligen Senator, diese flirrende Persönlichkeit, zurecht: »Viele, deren Grundlagen nur auf den Säulen des Hochmutes und der Eitelkeit ruhen, halten sich für bedeutend an Geist und Intellekt.« Die sprachliche Formulierungskunst Rienzos mochte andere – Johann von Neumarkt gehörte zu ihnen – blenden, der 34jährige König erkannte den Phantasten und stellte ihm sein bereits gefestigtes Bekenntnis entgegen, das auf einer Summe von Glaubens- und Lebenserfahrungen beruhte: *Quoniam a duobus preceptis tota lex dependet, ut videlicet Deum super omnia diligamus et proximum sicut nosmet ipsos, non tedeat igitur te ea, que gesta sunt, quoniam nullus novit sensum domini aut consilarius est vel fuit, sed multi diverso capite multa loquuntur.*

Mit diesem Satz bringt der Luxemburger sein geistiges Weltbild zum Ausdruck, auf dem sein Herrschaftsstil basierte. Da niemand das irdische – so wollen wir hinzufügen – Ziel der Geschichte kennt, kann ein Einsichtiger, wenn ihn sein Amt zum Herrschen bestellt hat, nur den Faden der Geschichte aufnehmen und die Absicht Gottes vorsichtig erforschen. Der Glaube an Gott und die Klugheit der Einsicht müssen ihn leiten. Von Gott her kann der Kaiser den Weg in die reale Welt finden. Das 1. und 2. Kapitel seiner Vita sind ein Musterstück dieser im Glauben wurzelnden realistischen Weltsicht. Eine Fülle von Bibelzitaten, die Karl als perfekten Theologen zeigen, wird aneinandergereiht, und zwar so, daß der Kaiser seinem Nachfolger nicht nur sittliche Verhaltensnormen gibt, sondern ihn auch unversehens in die Tradition der Könige und der Menschen hineinzwingt: »Da Ihr aber, mit der Krone der Könige geschmückt, nach mir herrschen werdet, gedenket, daß auch ich vor Euch regiert habe und zu Staub geworden bin und zum Kot der Würmer!« Es kann, bedenkt man dies, nicht verwundern, daß Karl nicht versucht hat, das Bild zu verändern, das Clemens VI. 1346 vom Verhältnis Papsttum–Kaisertum entworfen hatte.

Die Fähigkeit, sich auf Überkommenes einzustellen, dieses unauffällig nach eigenen Vorstellungen zu verändern, das war seine große Begabung. Er hat diese Fähigkeit gegen viele Erscheinungen seiner Epoche bewiesen, nicht nur gegenüber den Päpsten, die sämtlich diese Eigenschaft in ihre Politik einkalkulieren konnten. Seine Landfriedenspolitik nahm die vorhandenen Bündnisse auf und wandelte sie in königliche Landfrieden. Karl hat es vermieden, die Städtebünde aufzulösen, weil er einsah, daß er das nicht vermocht hätte, aber er hat die Städte angehalten, ihm die Mark Brandenburg von den Wittelsba-



chern einzulösen. Es kann kein Zweifel bestehen, daß Karl aus klarer Einsicht in die Möglichkeiten, die ihm gegeben waren, alle politischen Gewaltlösungen vermieden hat. Man preist an Karl, daß er keinen Krieg geführt hat. Allerdings verlockt eine solches Lob zu einer Frage, die der Historiker nie stellen soll. Wie hätte sich Karl IV. verhalten, wenn er sich in einer Staatenwelt hätte behaupten müssen, die ihm den Krieg ins Land getragen hätte? Hätte Karl IV. als König von Frankreich je einen Eduard III. von England, der sich in jedem belanglosen Brief als König von Frankreich bezeichnete, durch Konzessionen ausmanövrieren können? Zur Beurteilung Karls gehört auch die Einsicht, daß er das Glück hatte, daß zu seinen Gegnern weder dieser Eduard III. noch der Schwarze Prinz gehörten. Man hat Kaiser Karl IV. als Zauderer beurteilt. Indes trifft man mit diesem Urteil vielleicht seinen Charakter, aber nicht seine Begabung. Es gibt Persönlichkeiten, die ihr Zeitalter zu durchbrechen versuchen, daran scheitern, aber trotzdem – positiv oder negativ – die Zukunft bestimmen. Karl gehört nicht zu ihnen, aber er war diesem Reich in diesem Jahrhundert angemessen. In ganz belanglosem Zusammenhang hat er im 5. Kapitel seiner Autobiographie einen Satz geschrieben, den man als die Summe seiner Erfahrungen bezeichnen könnte: »Ich aber habe es mit Schweigen übergangen, gleichsam als hätte ich nichts davon gewußt.«